Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin

Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung

Band: - (2005)

Heft: 65

Artikel: Wie man mit Angehörigen über Organspende spricht

Autor: Klaffke, Oliver

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-968432

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Studio25

VON OLIVER KLAFFKE

Wie man mit Angehörigen über Organspende spricht

Für Angehörige ist es ein doppelter Schock: Sie haben gerade einen geliebten Menschen verloren und sollen über eine Organspende entscheiden. Je einfühlender die Ärzte, desto seltener sind traumatische Erinnerungen.

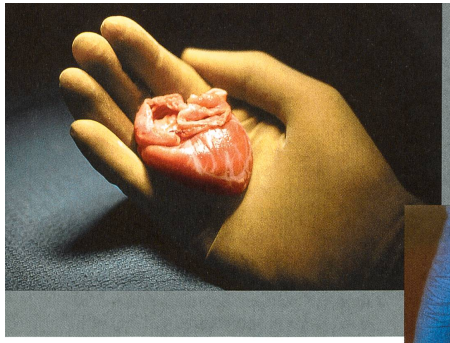
Wer einen nahen Angehörigen verliert, verliert oft den Boden unter den Füssen. Wenn man in dieser Situation auch noch über die Frage einer Organspende entscheiden soll, ist das für viele Menschen fast zu viel. Sie durchleben ein Wechselbad der Gefühle und «betreten, wie im Alptraum, ein unbekanntes Land», wie dies eine Betroffene ausdrückte.

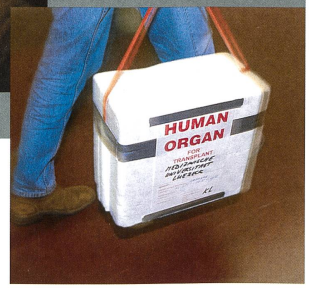
Welchen Einfluss die Kommunikationsweise des medizinischen Personals hat, ob bei den Angehörigen ein Trauma zurückbleibt, hat ein Forschungsteam um die Pflegewissenschaftlerin Annemarie Kesselring von der Universität Basel anhand von Interviews mit Betroffenen untersucht. Das Projekt ist Teil des Nationalen Forschungsprogramms «Implantate und Transplantate» (NFP 46).

Keystone

Zwischen forsch und anteilsam

«Die Erfahrungen der Angehörigen waren sehr unterschiedlich», sagt Annemarie Kesselring. Dabei stiessen sie und ihre Mitarbeitenden auf mitmenschlichen und unprofessionellen Umgang mit Angehörigen. So wartete eine Frau, deren Mann in die Intensivstation eingeliefert worden war, zwei Stunden lang, ohne ihn zu sehen, und erhielt kaum Informationen über seinen Gesundheitszustand. Dann wurde sie von einer Schwester in einen kleinen Raum geführt. Ein junger Arzt erschien und fragte sie unverblümt, ob sie mit einer Organentnahme bei ihrem Mann einverstanden sei. «Was soll das?», fragte sie. «Ich will meinen Mann sehen.» ►





Je einfühlsamer die Ärzte kommunizieren, desto grösser ist die Chance, dass die Angehörigen ihre Einwilligung zur Organspende geben.
Bilder Keystone

Allerdings gibt es auch eine grosse Zahl anderer Beispiele, so dass die Forschenden die Ärzte hinsichtlich ihres Kommunikationsverhaltens grob in zwei Gruppen aufteilen können: Die einen kommunizierten teilweise sehr forsch und geschäftsmässig, die anderen reagierten mit grossem Einfühlungsvermögen und grosser Anteilnahme. Die Forscher bezeichnen die Kommunikationsart der Ärzte als entweder auf die «Person fokussiert» oder als auf die «Organspende konzentriert»: Den einen schien es primär darum zu gehen, den Angehörigen zu helfen, bei den anderen stand wohl der Wunsch im Vordergrund, möglichst schnell die Einwilligung zur Organspende zu bekommen.

Menschen reagieren unterschiedlich

Auch auf der Seite der Angehörigen konnten die Forschenden in ihren Interviews grosse individuelle Unterschiede feststellen. So gab es Angehörige, die sich sofort klar und spontan entschieden. Andere waren hin- und hergerissen, zögerten und revidierten ihre Entscheidung häufig.

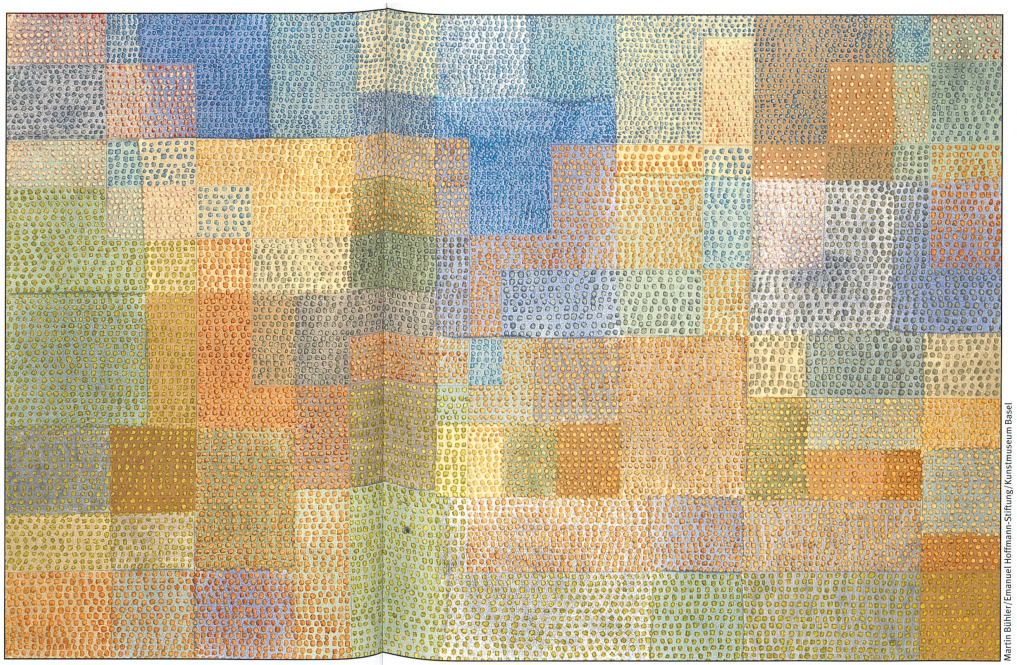
Je nachdem, welche Kommunikationstypen auf Seiten der Ärzte und des medizinischen Personals und welche Entscheidertypen auf Seiten der Angehörigen in dieser kritischen Situation zusammentreffen, ist eine traumatische Wirkung mehr oder weniger wahrscheinlich. Sie ist besonders häufig, wenn die Ärzte auf die Organe fokussiert mit den Angehörigen kommunizieren. Dann treffen zwei ganz unterschiedliche Welten aufeinander: auf der einen Seite die sehr nüchternen Mediziner und auf der anderen Seite die emotional angespannten Angehörigen. Erschwerend kommt hinzu, dass die Angehörigen hirntot, also noch warm sind, atmen und dass ihr Herz schlägt. Kommunizieren die Ärzte hingegen mitfühlend und gehen auf die Angehörigen ein, verarbeiten Menschen, die zu dem klaren Entscheidertyp gehören, ihre Erfahrung mit der Entscheidung über die Organspende oft ohne Trauma.

«Allerdings schützt das Einfühlungsvermögen der Ärzte nicht in jedem Fall vor einem Trauma», sagt Kesselring. Menschen, die zu dem ambivalenten Entscheidertyp gehören, haben, auch wenn die Ärzte einfühlsam kommunizieren, oft traumatische Erinnerungen an die Entscheidung.» ■

Problem Organmangel

Der Organmangel ist ein akutes Problem: Jährlich sterben in der Schweiz etwa 50 Menschen, weil sie kein neues Organ erhalten haben. Seit längerem gibt es Hinweise, dass die Art und Weise, wie mit den Angehörigen über das Thema «Organspende» gesprochen wird, einen Einfluss auf deren Bereitschaft zur Zustimmung zur Organentnahme aus hirntoten Angehörigen ist. Dies haben Alexander Kiss und Annemarie Kesselring in ihrer Studie tatsächlich bestätigen können: Je einfühlsamer die Ärzte kommunizieren, desto grösser ist die Chance, dass die Angehörigen ihre Einwilligung geben.

Informationen zur Organspende: www.swisstransplant.ch



«Polyphonie» (Vielstimmigkeit), umgesetzt von Paul Klee (1932)

Martin Bühler/Emanuel Hoffmann-Stiftung/Kunstmuseum Basel

Mit fremden Zungen reden

Schweizer Autoren des 20. Jahrhunderts haben sich immer wieder von der Literatur Deutschlands und Frankreichs abgegrenzt, indem sie auf sprachlichen Eigenwilligkeiten bestanden und Elemente fremder Kulturen einbezogen.

VON SABINE BITTER

BILD VON PAUL KLEE

Bei den Proben von «Romulus der Grosse» im Basler Theater stritt sich ein Schauspieler mit dem Autor, Friedrich Dürrenmatt, darüber, ob Romulus das «Morgenessen» bestellen könne oder, wie der Schauspieler verlangte, «hochdeutsch» von «Frühstück» zu sprechen habe. Dürrenmatt kam am nächsten Tag mit einem neuen Text und liess Romulus auf der Bühne sagen: «Was in meinem Hause klassisches Latein ist, bestimme ich.» Auch andere Schweizer Autoren haben im 20. Jahrhundert auf eigenständigen Ausdrucksformen bestanden, um sich von der Sprachnorm Deutschlands oder Frankreichs abzugrenzen, indem sie mit sprachlichen Eigenheiten der Schweiz spielten und diese in ihre Figuren einfliessen liessen. Die Struktur und Dynamik dieser vielseitigen kulturellen Bezüge in literarischen Texten aus der Schweiz hat eine Gruppe von acht Forscherinnen und Forschern untersucht. Das zweisprachige Projekt, initiiert von Claire Jaquier (Universität Neuenburg), Irene Weber Henking (Universität Lausanne), Michael Böhler (Universität Zürich) und geleitet durch Peter Utz (Universität Lausanne), ist nach dreijähriger Arbeit vor kurzem abgeschlossen worden.

Verkannte Mehrstimmigkeit

Einen Schwerpunkt der Untersuchung bildeten Texte von Friedrich Glauser aus den 20er und 30er Jahren, der sich in vielen seiner Werke auf fremde Kulturen bezieht. In «Gourrama», seinem ersten Roman, der Ende der 20er Jahre entstand, schickt er die Hauptfigur Lös als Fremdenlegionär nach Marokko. Nachdem Lös aus der Legion entlassen wurde, wird ihm Paris zum fremden und zugleich vertrauten Zufluchtsort. Das Bild der Schweiz als einziger Identität stiftender Bezugspunkt, wie ihn die geistige Landesverteidigung vorgab, löst sich damit auf. Glauser baut in seinen Text nicht nur fremdsprachige, sondern auch mundartliche Ausdrücke ein, mit denen er gleichzeitig den Mythos vom heimeligen Schweizerdeutsch als der Sprache der Nähe demontiert. Glauser hatte aber gerade mit diesem innovativen Text wenig Erfolg. Er wurde vor allem durch die Dialektverfilmungen seiner Romane mit Wachtmeister Studer bekannt.

Auch Charles Ferdinand Ramuz' Romane, die in der gleichen Zeit mit Elementen gesprochener Sprache und einer aufgebrochenen Grammatik experimentierten, wurden von der französischen Literaturkritik nur als schweizerische «Regionalliteratur» verstanden.

Zu einem anderen Schwerpunkt wählte die Forschungsgruppe Texte von Schweizer Autoren aus den 70er und 80er Jahren. Paradebeispiel sind da die Texte von Dürrenmatt, der mit seinen multiplen Erzählerstimmen immer wieder die als problematisch empfundene Norm der deutschen Hochsprache unterläuft: In der Erzählung «Mondfinsternis» etwa verschwindet das Standarddeutsch, sein Gebrauch wird ironisiert und lässt die Figuren dadurch eine gewisse Eigendynamik entwickeln.

Abbild multikultureller Gesellschaften

Elemente der Mehrsprachigkeit und Mehrstimmigkeit gelten als wichtige Merkmale literarischer Texte. Diese Polyphonie ist ein Ausdruck für moderne multikulturelle Gesellschaften. Dazu sagt Projektleiter Utz: «Ein ‹Ich› kann in vielen Zungen reden. Doch dass es dies in der Literatur auch zu tun wagt, dafür braucht es den Mut der Moderne.»

Die Resultate weisen darauf hin, dass die Literatur der Deutschschweiz diese Ausdrucksformen früher genutzt hat als die Literatur Deutschlands: Was mit Jeremias Gotthelf, der in seinen Texten zwischen Mundart und deutscher Standardsprache wechselte, im 19. Jahrhundert begann, wurde früh als eine Form kulturell kodierter Mehrstimmigkeit etwa von Glauser in den 20er und 30er Jahren weiterentwickelt. Diese Linie nahm die «Modern-Mundart»-Bewegung der 60er Jahre auf und wurde in den multilingualen Experimenten der Rap-Kultur und der Literatur der «Secondos» weitergeführt.

Auch die Literatur der Suisse Romande, der ein eigenes Teilprojekt gewidmet war, hat sich, so Utz, ebenfalls früher und radikaler die Freiheiten eines polyphonen Sprachgebrauchs genommen, gerade auch um sich von Frankreich mit seiner rigiden Sprachnorm zu unterscheiden. Dort sei diese Möglichkeit mit der so genannten Créolisation erst in den 80er Jahren so richtig entdeckt worden.

Gerade weil die europäischen Literaturen in den letzten zwanzig Jahren ebenfalls immer häufiger mit mehreren Zungen zu reden begonnen haben, so ist Utz überzeugt, könnte die Schweizer Literaturwissenschaft hier Pionierarbeit leisten. Das Forschungsprojekt wurde 2004 denn auch einem europäischen Fachpublikum an einem internationalen Kolloquium auf dem Monte Verità vorgestellt. ■